



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schieber, Anna: Der fromme Maier

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seitig die Segnungen deutscher Kultur, und bald kam ich äußerlich und innerlich gleichsam durchgeschüttelt und durch eine ungeheure Fülle von Anschauungen bereichert wieder an in der lieben Heimat, die mir nicht so eng erschien, wie ich vorher gefürchtet hatte.



Der fromme Maier



Er lebte einsam wie ein Mönch, zwar nicht im Kloster, und hatte auch kein Mönchsgelübde getan. Er war nur anders als die andern, und das schuf ihm eine unsichtbare Mauer, hinter der er in Einsamkeit lebte, mitten in der lauten Welt.

Sie lachten über ihn und hießen ihn den krummen Lobel oder auch den frommen Maier. Und es war an beiden etwas wahres. Denn er war ein bißchen schief gewachsen, und er mag wohl frömmere gewesen sein als die, die über ihn lachten. Und Gottlob Maier hieß er auch. Daß sie lachten, störte ihn nicht so sehr. Früher ja, aber jetzt nicht mehr.

Er tat seine Arbeit so für sich hin; er schnitt Buchdecken zu, jahraus, jahrein. Ja manchmal bekam er auch Weinwandfälze aufzuleimen, wenn es die Aufträge nicht anders wollten. Das war seine Abwechslung, soweit sie den Beruf betraf.

Wenn für Genossenschaftszwecke gesammelt wurde, gab er seinen Beitrag. Aber er ging nie in die Versammlungen.

Er ist ein Eigenbrötler, sagten die andern, und dann griffen sie wohl halb mitleidig und halb spöttisch an die Stirn: Na, viel Geschicktes sagen, das würd er doch nicht, wenn er auch käme.

Einmal war er mit bei einer Maifeier gewesen.

Sie hatten ihm keine Ruhe gelassen, da war er mitgegangen. Und eins der Mädchen vom Geschäft, ein kraushaariges, junges Ding mit einem lustigen Gesicht, hatte sich neben ihn gesetzt und schön mit ihm getan.

Aber er war nach einer Weile leise aufgestanden und gegangen. Seitdem kam er nicht mehr mit. Sie mußten ihn ja wohl gewähren lassen, wenn er so seinen stillen Weg für sich hinging. Der führte ihn am Abend in seine Dachkammer und am Sonntag in den Wald. Das war immer so.

Die Kammer hatte himmelblau gestrichne Wände, eine davon war schräg, die andern drei waren gerade. Und sie hatte nicht allzuviel Mobilien. Ein Bett mit gewürfelten Bezügen, Tisch, Stuhl und Schrank und einen grüngestrichnen, hölzernen Koffer. Den Kofferschlüssel trug er in der Westentasche. Und wenn er am Sonntag Vormittag alles blißblank abgestäubt hatte, dann kniete er vor den Koffer und erschloß sich mit ihm ein stilles Reich.

Was da alles war! Alte, sorgsam in Tüchlein gewickelte Daguerrotypbilder von Eltern und Großeltern. Eine ungeschickte, schülerhafte Zeichnung des heimischen Pfarrhauses, das nun schon lange, lange für ihn verschlossen war, ein paar Bücher, Bibel und Gebetbuch und Jung-Stilling; einige buntfarbige Stickereien, in Silberstramin und farbiger Wolle von Kinderhänden ausgeführt; in den Kofferdeckel genagelt zwei Holzschnitte: Schwinds Waldkapelle und sein Kübezahl.

Das dauerte so eine Weile, bis er sich mit dem allen unterhalten hatte. Und dann schloß er den Koffer wieder ab, tat einen langen Blick aus dem Fenster und ging in den Wald.

Er mußte vorher die Stadt durchwandern, die menschenreiche, sonntägliche Stadt mit den vielen sonntagsfrohen Leuten auf den Straßen. Wenn er nicht so in sich gekehrt dahingegangen wäre, so hätte er wohl öfters gesehen, wie sie einander anstießen: Guck mal, da geht einer! und die Köpfe schüttelten und lachten.

Aber er merkte es nicht. Er hatte ein breites, eckiges Gesicht, das nicht sehr gut rasiert war, und rote, weit abstehende Ohren, und weil er schwache Augen hatte, so zwinkerte er beständig mit den Lidern. Der weiche Filz saß ihm tief auf den Ohren, und wenn er im Dahinschleudern manchmal breit vor sich hinlächelte, so sah das alles ja wohl nicht sehr geistreich und anziehend aus.

Er hatte auch Hosen an, die ihm etwas eng und kurz waren, und weite geschnürte Stiefel, und die Arme hingen ihm lang und schlenkernd am Leibe hinunter.

Aber er war auch nicht daheim in den volkreichen Straßen. Man bekam da kein richtiges Bild von ihm. In seiner Kammer, da war er es. Und im Walde noch mehr. Wie war er im Walde zuhause! Keiner der zahlreichen Spaziergänger, die ihm begegneten, war es so wie er.

Sie priesen den Frühling oder den Sommer, oder welche Jahreszeit gerade jetzt war, mit vielen Worten und sangen Lieder, die ihr Entzücken ausdrücken sollten. „Zum Wald, zum Wald, da steht mein Sinn so einzig, ach so einzig hin.“ Und dergleichen mehr. Er aber schob sich still an ihnen vorbei. Die andern kamen in den Wald wie zu einem Fest, schmückten sich die Hüte und steckten sich grüne Zweige an die Brust und freuten sich seiner. Er aber war hier zuhause. Draußen war der Werktag, der Straßenlärm und die Werkstattarbeit, das Rasseln und Stampfen der Maschinen und der Rauch von den Schloten, das ganze unruhige Getriebe, aus dem es nur einmal in der Woche ein Entrinnen gab. Das alles war draußen vor den grünen Toren. Hier aber grüßte ihn der Sonntag. „Kommst du? sagte er herzlich. So, nun laß dir's wohl sein hier.“ Das tat er auch, das ganze Jahr lang. Er kam auch im Winter. Er konnte es nicht lassen, durch den Winterwald zu wandern. Er sah die Bäume im Raufreif, der an jeder Fichtennadel und an jedem Birkenästchen flimmerte. Da stand er stumm still, wenn die Sonne den Nebel zerteilte und aus all dem weißen, zierlichen Spielwerk ein Prachtgewand schuf, so funkelnd und strahlend, Millionen Diamanten vom reinsten Wasser, wie sie kein Kaiserpalast gesehen hat. Unter der Schneelast sah er den Wald. Da ging er auf verschwiegnen Wegen dahin, der Schnee knirschte unter seinen Füßen, und neben den Abdrücken seiner breiten, schweren Stiefelsohlen zogen sich zierliche Fußspuren hin, von Eichhörnchenpfoten, und hier und da ein breiter Streif, den ein buschiger Schwanz hinterlassen hatte; eine Rehfährte ging über den Weg und all die vielen feinen, leichten Vogeltritte. Hier und da warf ihm ein Windstoß einen stäubenden Schneegruß vom nächsten Ast auf Kopf und Schultern. Da lachte er sein leises, eintöniges Lachen, wegen dessen ihn die Genossen draußen so oft neckten. Es war nur ein einziger summender Ton, aber sein ganzes Herz lachte mit. „Humm. Noch einmal, du.“ Da schüttelte er den nächsten tief hängenden Zweig und ließ sich die bligenden Sternchen auf die roten Hände fallen. Er konnte sich das hier erlauben, es war so ein Reichthum da, und er gehörte ihm mit. Wie den Raben, die krächzend am Waldrand saßen, wie den gelben Emmeritzen, die ihn mit ihren blanken Auglein ansahen und von Zweig zu Zweig hüpfen, so gehörte ihm der Wald, durch den er schritt, und dessen lebendige Stille ihm wie ein erfrischender Strom durch und durch ging.

Es war schön im Winterwald. Was wußten die Menschen in der Stadt von seiner reinen, stillen Schönheit? Sie quälten sich ab in Nebel und Rauch, Sorge, Mühe, und manche in Vergnügen, das auch Sorge und Mühe war.

Draußen aber ging ein starkes, hoffendes Warten auf den Frühling durch alle Räume. Durch die Buchenhallen, durch den Tannenforst, durch die stillen, weiten Lichtungen, auf denen die weiße Decke lag. Und eines Tags, als Gottlob Maier herauskam, tropfte es von allen Zweigen, und in jedem noch so kleinen Ninsal rauschte ein Bächlein. Es war nicht gut zu gehn heute. Alle Wege naß und aufgeweicht, glitschige Nester von Schnee und Eis in allen Furchen, grauweiße

Fezen der zerrissenen Schneedecke an den Rainen, in den Bäumen ein Wesen, das den Wanderer aller Augenblicke mit funkelnden Tropfen überschüttete — Tauwasser. Die Äste schwarz und nackt. Es mußte schon ein Kind vom Hause sein, das heute mit verstehenden Augen in das geschäftige Treiben sah; dem das Herz aufging vor Lust am Werden. Aber das war er ja auch. Wie waren alle Zweige voll brauner Knospen! Wie grün guckte das junge Gras zwischen altem Laub und Schneereften heraus! Was kümmerte es sich um Gewesenes? Heute war heute. Nun begann ja das Leben erst.

Da stießen sich die Leute wohl an, wenn sie den ungelenkten Buchbindergefallen am Abend heimkehren sahen, und er zuweilen einen Augenblick stehn blieb, wie in Gedanken, und zuweilen so weltverloren vor sich hin lächelte. „Wie er daherschlenkert! Wie das aussieht, wenn er so mit den Augen zwinkert! Was mag er da draußen wieder für sich angestellt haben?“

Natürlich sagten das nur die, die ihn zu kennen meinten, und die sich so unsäglich viel klüger vorkamen. Sie hatten heute ihren Tag genossen. Wills meinen, daß sie ihn genossen hatten. Wozu lebt man denn in der Hauptstadt, wozu plagt man sich die ganze Woche? Sollten nur die Vornehmen ihr Vergnügen haben? Wie dumm er war, der Maier, der nur für sich allein zu sorgen hatte, daß er so ärmlich lebte und sich nichts gönnte. Er war ein ganz verbohrtter Waldbäuer.

Ah, und er hatte eine stille, lebendige Welt in sich. Er hatte keine Sprache, von ihr zu reden, da hielt er sie still in sich. Einmal, da war ein Genosse krank geworden, schwer krank. Es war der, mit dem Gottlob Maier jahrelang zusammen die Maschine bedient hatte. Sie hatten sich nicht gerade angefreundet, es war nur eine Art von stiller Kameradschaft geworden, etwa wie zwei Wagengäule einander annehmen, die jahrelang denselben Trab gehn. Nun fehlte ihm der Mann doch. Da war nun so ein junger Bursche neben ihm, das war ihm so ungewohnt. Da überwand er sich und besuchte den Kranken am nächsten Sonntagabend. Er kam gerade vom Walde her; der stand jetzt im hellgrünen Blätterkleid. Er hatte ihm einen Strauß geschenkt, Schlehenblüten, nickende Birkeneschäpfchen und ein paar Tannenzweige mit lichtgrünen Spitzen. Den legte er dem Kranken aufs Deckbett. Es war im Halbdunkel, und niemand sonst im Zimmer.

Da fand er den Mut, ein wenig von draußen zu reden. Den Mut und die Sprache. Sie kam stockend und schwer heraus, wie das bei einem ist, der wenig redet, und der etwas zu sagen hat, das von unten herauf kommt. Der Kranke horchte hoch auf. Das war der Maier? Der brachte ja ordentlich einen frischen Luftzug mit herein.

Ich — ich muß hinaus, sagte er. Die andern, die könnens nicht vertragen, wenn einer nicht so ist wie sie, und — und. Er schloß seine Sätze immer mit einem „und.“ Dann wischte er sich mit dem Ärmel über das Gesicht und verzog es ganz wunderbar. Er wußte viel mehr, als er sagte. Das „und,“ wer das zu übersetzen gewußt hätte! Da lag noch viel drin.

Im Wald ist jeder Baum wieder anders, fuhr er nach einer Weile fort, jeder Baum wieder anders. Und — und die Leute sind so streitig — aber die Bäume nicht — und.

Dann saß er lange still. Draußen läutete eine Glocke in die Abendkirche. Er hatte eigentlich dorthin wollen, aber jetzt fand er hier keinen Schluß. Er war zu unbehilflich zum Weggehn.

Ist dir denn nicht langweilig draußen? fragte der Kranke. Du, und du bist doch so fromm, alle sagens, du seist fromm; gehst du eigentlich nie in die Kirche? Dein Bruder sei Pfarrer, sagen sie. Sag einmal.

Er hatte jetzt gerade sonst nichts vor, nun wollte er gern dem sonderbaren Wesen ein wenig auf die Spur kommen.

Humm. Der Gast hatte gelacht, seinen einen Ton. Er lachte wie ein

versteckter Humorist, hatte einmal einer gesagt, ders verstand. Das galt der Frage, obs ihm nicht langweilig werde.

Hmm. Langweilig? Im Wald? Da lebt alles. In acht Tagen isis wieder anders als heut, und. — Hmm, langweilig? Das ganze Jahr ist da etwas anders. Und jetzt wirds Sommer, und — und ins Moos liegen und zuhören, das ist, das ist doch — und.

Er war ordentlich ins Reden gekommen. Auf die letzten Fragen hatte er noch gar nicht geantwortet. Er mußte sich verschlaufen. Er hätte sagen können, daß sogar zwei seiner Brüder Pfarrer seien, und daß sie ihm hier und da eine Standrede hielten, weil er nicht ordentlich am Sonntag Vormittag in die Kirche ginge. Aber daß er sich nicht wohl fühle unter den vielen Menschen. Ja am Abend, in einer halbkunkeln Ecke, aber nicht am hellen Tag. Und daß im stillen hielt und auch zu reden versuchte, mit Gott zu reden. Es war merkwürdig, er konnte nur so reden, wie es sich in ihm regen wollte. Er war doch wohl anders als die andern. Sie sollten ihn nur seines Wegs gehn lassen. Das hätte er alles sagen können. Aber das saß doch zu tief unten, als daß er es hätte in Worte fassen können. So nahm er nur noch einmal einen Anlauf und sagte: Und — aber es kam nichts danach. Da stülpte er sich seinen Filz über die Ohren und trappete davon.

* * *

Also der Wald war Gottlob Maier alles mögliche: Freund, Vertrauter, Zufluchtsort, Heimstätte.

Jetzt aber kam noch etwas dazu. Er wurde seine Versuchung. Und eines Tags wurde er schuldig an ihm.

Daran könnte, wer es noch nicht wüßte, sehen, daß die Welt im Menschen selbst ist. Daß Einsiedlertum, Weltflucht, Schweigertum allein nichts hilft. Daß man sich ihr stellen muß, ihr in die Augen sehen und sie bezwingen, wenn man nicht von ihr bezwungen werden will.

Die Geschichte, wie er an dem Walde schuldig wurde, ist wohl wert erzählt zu werden. Dazu muß ich ein wenig ausholen.

Gottlob Maier hatte, wie andre rechte Leute auch, nicht nur eine Gegenwart, in der er lebte. Die nahm ihn die ganzen sechs Werkstage lang in Beschlag, ganz und gar. Am Feierabend und am Sonntag aber, da wurde sie sozusagen mit der grünen, leimbefschmierten Arbeitskürze an den Nagel gehängt, denn da kamen ihre Genossinnen zum Besuch, die Vergangenheit und die Zukunft.

Die Vergangenheit hatte die freundliche Gewohnheit an sich, nur von angenehmen Dingen zu reden. Von dem grünumrankten Haus im Schuß der altersgrauen Kirche, von Kinderspielen mit den Brüdern, von Vater und Mutter und der alten buckligen Margert, deren Herzblatt er gewesen war. Von all dem redete sie und wob ihm dazu das Bild des stillen Dorfes, wo er jung gewesen war, und ließ all die Töne der Dorfmusik dazu klingen, vom Hahenschrei bis zum Nachtwächterruf. Und dabei tat sie, als ob das alles nicht entschwinden, sondern noch am Leben sei, und blinzelte der Gegenwart, die dort am Nagel hing, zu, sich nicht zu rühren. Von den schweren Jahren, von der Unmöglichkeit, es den begabtern Brüdern gleich zu tun, von dem Tage, wo man ihm die verkrümmelte linke Hand aus der Futter Schneidemaschine zog, von der allmählichen Vereinsamung und all dem mühseligen Leben redete sie nicht gern. Wozu auch? Das war nicht ihres Amtes.

Dann kam die Zukunft dran. Die war ebenfalls freundlichen Sinnes.

Nun arbeitest du noch ein paar Jahre, sagte sie. Immer so gerade fort wie bisher. Du mit deinen einfachen Gewohnheiten legst dir immer etwas zuriück, das hast du ja bisher auch getan. Denn du willst von niemand abhängen, das weiß ich. Das kann ich dir auch nicht zumuten. Aber dann, später einmal, wenn du

genug hast zu einem ruhigen Alter, dann soll's schön werden. Dann steht dir die Wahl frei, wo du deine Ruhejahre zubringen willst. Bei einem der Brüder? In einer freundlichen Stube im Oberstock, mit dem Blick ins Grüne? Und so recht im Familienschloß? Sie reichte Bild an Bild, heiter spielend, wie ein Kind mit einer Perlschnur, und er besah die Bilder, und es wurde ihm warm dabei. Aber dann sagte er: Nein, das nicht. Ich passe nicht unter die andern. Hier und da ein paar Tage, ja. Aber dann muß ich wieder allein sein. Ich kann nicht dafür. Ich bin doch anders als sie.

Da hatte sie schon ein Stübchen in Bereitschaft, draußen vor der Stadt, dort, wo die letzten, einzelnen Häuser stehn, am Fuße des steilen Anstiegs, der in Wald und Heide führt. Das gibt ein Leben, sagte sie. Wie ein Freiherr hast du's dann. Nein, dann bist du einer. Das möchtest du wohl noch eine Weile sein? Das sollst du auch.

Er mußte ein paarmal schlucken. Das stand alles so greifbar deutlich vor ihm. Und dann lachte er behaglich.

Also — immer voran. Das konnten ihm die Genossen freilich nicht ansehen, was für ein feiner, behaglicher Rentner für die Zukunft in ihm steckte. Er trug seine Kleider bis zur Unmöglichkeit auf. Und die Stiefel, Flick an Flick. Was tat das? Nur immer gepart. Das sollte ihm später alles hereinkommen. Später, ja, da wollte er sich auch einmal die Kammer heizen lassen. Das tat er jetzt nicht. Er schlenkerte mit den Armen, um warm zu werden, wenn ihn froh, und legte sich Abends bald zu Bett.

Das war nun bisher alles schön glatt gegangen. Die Sparsumme wuchs an, es war eine wahre Freude. Er wußte kaum, daß er anfing, die Gedanken daran mit sich herumzutragen, wo er ging und stand. Er war auch jetzt nicht mehr so kräftig, es wollte nicht mehr so recht mit der Arbeit gehn. Er mußte wohl in ein paar Jahren Feierabend machen. Da sann er, ob es nicht ein bißchen schneller gehn könne mit dem Ansammeln. Um diese Zeit trug er etwas in den Wald hinein, das dort nicht hingehörte, das nicht sonntäglich war und nicht frei. Wie konnte er noch mehr sparen? Gab es nichts, womit er sich einen außergewöhnlichen Verdienst verschaffen konnte? Das bewegte seine Gedanken, während rings um ihn die Bäume rauschten, und die gelben Blätter niederfielen im spätherbstlichen Nordostwind. Während rings um ihn her die Natur verschwandete, da ja ein neuer Frühling alles neu ausschmücken mußte, sann er, wie er ihr Pfennige abstehlen könne, ihr, die ihn königlich empfangen hatte jahraus jahrein. Das war so: Der Blumenmichel war jüngst gestorben, ein halb verwilderter Waldmensch, der nur aufgetaucht war, das Gesicht von einem großen Bart verdeckt, den riesigen Strohhut tief in den Kopf gezogen, wenn er an den Bahnhöfen der Residenz seine Waldsträube zum Verkauf angeboten hatte. Man hatte nur wenig von ihm gewußt; er war eine Ehrensüchtige gewesen, die man den ankommenden Fremden gezeigt hatte. Aber Gottlob Maier hatte ihn verschiedentlich getroffen, im Dickicht, auf den Waldwiesen oder am Rande der Sümpfe, wo irgend merkwürdige Blumen aufzufinden waren. Das Sträubebinden, das hatte er von ihm gelernt. Vom ersten Weilschen an, von den rötlichen Buschanemonen an, bis zum rot und braun gefärbten Herbstlaub, bis zu den glänzenden Zweigen der Stechpalme mit den roten Beeren; alles hatte sich, lieblich und anmutig, zum Straube gefügt, was draußen an grünen und farbigen Trieben erwuchs. Aber es war seitdem immer das Geschenk des Waldes an ein Kind des Hauses gewesen, was er davon getragen hatte. Er hatte es ja nicht nötig gehabt, Gewinn daraus zu ziehn, er hatte die duftigen Gaben als ein Stück Sonntag mit in seinen Werktag hinein genommen. Das wurde nun anders. Nun nahm er den Werktag mit in sein grünes, herbstbunt ausgeschmücktes Sonntagshaus. Den Werktag und den Erwerbssinn. Das wurde seine Schuld. Das trieb ihn aus dem Paradies, wo er bisher jeden siebenten Tag gelebt hatte.

Es war an einem der klaren, sonnigen Tage zu Ende Oktober, wo die Welt in fast unverhüllter goldner Schönheit steht, wo sie wie ein Sterbender, dessen Seele sich zu sieghafter Schönheit entwickelt hat, und der nun nichts mehr von seinem innern Glanz zu verbergen braucht, noch einmal mit strahlenden Augen um sich sieht: Grüß euch Gott! Lebt wohl! Ist das Leben nicht etwas Wunderbares?

Gottlob Maier kam aus dem Walde und ging auf der Landstraße am Waldsaume dahin. Mit seinen zwinkernden Augen sah er in die Weite. Wie die Höhen glänzten, die sich fern am Horizont hinzogen! Blau, ein hartes Stahlblau, und da und dort ein weißglänzender Fleck daran, Mauerreste einer alten Burg oder eine neue Villa. Auf den Wiesen zur Linken standen die blassen Kelche der Zeitlosen und tranken die letzten Sonnenstrahlen; drunten im Tal lag die Stadt, und da und dort leuchtete ein Fenster auf im Abendschein. Und über allem stand in durchsichtiger Bläue der Oktoberhimmel, und die Sonne, die nahe am Untergehn war, wob ihm einen Purpursaum.

Das alles sah der Wanderer, aber er sog es nicht in sich, wie er sonst getan hatte, mit tiefen, langen Zügen. Er trug einen Strauß in der Hand; der war schön, er schien mit liebevollen Augen gesehen und gesammelt zu sein. Purpurrote und goldfarbige Ranken und schwarzglänzende Brombeeren, rote Hagebutten und rotviolette Blüten des Heidekrauts. Und dazwischen leichte, hellgrüne Lärchenzweige und ein paar ernsthafte Tannenspitzen, an denen, wie der Schelmzug im Angesicht eines würdigen Mannes, silbergraue Fähnchen der Bartflechte saßen. Diesen Strauß umschloß die eine der großen, roten Hände, die andre krabbelte in den Taschen umher. Da kimperte etwas Metallnes. Es war Kleingeld. Das beschästigte seine Gedanken. Ob er es unberührt heimbrächte? Er mußte zu Abend essen, er hatte kein ordentliches Mittagessen gehabt, nur ein Stück Schwarzbrot und Wurst aus der Tasche gegessen. Und er hatte auch eine kleine Schuld bei dem Wirt. Nur eine kleine. Aber dem zäh und unerbittlich Sparenden galten auch Pfennige viel. Er sah den Strauß an, wieder und wieder, wie er so dahinschritt neben der Tannenwand. Da vorn bog der Weg ab. Da standen ein paar Villen. Stadtsflüchtige Leute hatten sich hier oben angebaut. In eine davon, das wußte er, hatte der Blumenmichel öfter seine Sträuße getragen. Wenn er das auch täte? Warum sollte er nicht? Er konnte eine Mark verlangen. Das reichte zum Abendessen und zum Schuldenzahlen, und das andre Geld blieb ihm in der Tasche. Das Herz klopfte ihm stark. Es war nicht nur Verlegenheit, der ungewohnten Handlung wegen. Es fiel ihm allerlei ein, aus frühern Zeiten. Ob das wohl die Mutter gern gesehen hätte? Oder der Vater? Er war viele Jahre lang blind gewesen, aber nun fühlte der Sohn die lichtlosen Augen auf sich ruhn. Ach was, sagte er, mir hilft kein Mensch. Ich muß mir selber helfen. Das ist keine Schande. Und —

Er wußte sich nicht recht zu verteidigen. Es kam ihm auf einmal so allerlei in den Sinn, was die Genossen in der Fabrik sagten. Da sprach er sich trotzig vor: Man muß sich sauer genug werden lassen, man muß erraffen, was man kann. Vornehmheit ist nichts für uns Leute. Die zahlens wohl, die in der Villa. Die haben Geld genug. Wenn ich mir so ein Haus hinstellen könnte, dann hätt ichs auch nicht nötig, Sträuße zu verkaufen.

Nötig? Aber er wollte die Frage nicht hören. Ein kleines Mädchen fiel ihm ein, es wohnte im Hintergebäude des Hauses, wo er seine Kammer hatte. Das lag schon lange krank, es schwand so hin. Dem hatte er schon ein paar mal Blumen gebracht; seine Mutter war Falzerin in derselben Buchbinderei, in der er arbeitete. Er sah das aufgehellte Gesicht des Kindes vor sich, wie es sich das leytmal fast ganz in den waldduftigen Strauß verborgen hatte. Sie sind halt ein Bräver, hatte die Mutter gesagt, und sie hatte sich erboten, ihm Knöpfe anzunähen oder so etwas, wenn es nötig sei. Er nähte sich seine Knöpfe selber an, aber es hatte ihn doch gefreut. Heute wartete das Kind vergeblich auf einen Strauß. Er hatte

diesen hier eigentlich dorthin tragen wollen. Aber jetzt, wo er so schön geraten war — hm, lachte Gottlob Maier. Doch es war nicht sein Humoristenlachen; es war Entrüstung und Abwehr gegen die Zumutung, eine bare Mark zu verschenken. Ja, eine bare Mark, denn hier war die Villa, und nun stand er an der Gitterpforte und brauchte nur zu schellen, dann bekam er sie. Er wußte es nicht so genau, daß er im Begriff war, ein Königtum zu verkaufen. Es war ihm nur höchst unbehaglich zumute. Aber dann machte er ein Ende, indem er die Glocke zog. Ein Diener kam und führte ihn in eine schöngewölbte Vorhalle, und dann kam eine schöne, junge Dame mit hellen Locken und einem hellen Gesicht und einer ganz hellen, klingenden Stimme und sagte: Ei, das ist ja gut, daß wir wieder einen Lieferanten haben! Und sie wunderte sich gar nicht weiter, sondern ordnete nur mit vieler Sicherheit an, daß er von nun an jeden Sonntag, aber lieber des Morgens, oder noch besser am Samstag Abend einen Strauß bringen solle. Ihm stockte die Rede. Er wollte gern sagen, daß er am Samstag Abend nicht in den Wald laufen könne, und daß er auch eigentlich nicht mit Sträußen handle. Und dann überfiel es ihn plötzlich, daß er sich hier herein verirrt habe und nun gefangen sei, und daß er nun nie mehr still und froh und mit einem Sonntagsherzen im Walde herumstreifen könne, und sich nie mehr ganz reinigen könne vom Werktagsstaub, als einer, der frei ist und eine Welt für sich hat, sondern daß er sich nun von diesem hellen Fräulein an einen Faden binden lasse und an diesem Faden herumgehe und Sträuße suche, Sonntag für Sonntag, das Stück zu einer Mark. Er fand aber kein Wort der Abwehr, denn er war schon unfrei. Das Fräulein sah ihn verwundert an, wie er ein ratloses Gesicht machte und sich mit dem Armel darüber fuhr und endlich sagte: Ja, und — Aber als nichts weiter erfolgte, fand sie die Sache erledigt, drückte ihm die verlangte Mark in die Hand und ging die wenigen schneeweißen Treppenstufen hinan und verschwand hinter einem dunkelroten Vorhang. Da hatte nun Gottlob Maier sein Sündengeld auf der Handfläche liegen und besah sich wie etwas Neues, was es ja auch wirklich war, und zögerte mit dem Weggehen, bis der Diener mit hochmütigem Gesicht sagte: Na, was ist noch? und ihm kurzerhand die Haustür öffnete. Da schritt er hinaus, und die Tür fiel hinter ihm zu mit dem dumpfen, verhaltenen Schall, mit dem vornehme Haustüren zuzufallen pflegen. Und nachdem er noch den gelben Sandweg des Vorgartens durchschritten hatte, fiel auch die Gittertür zu und klirrte dabei. Und damit war die Sache unwiderruflich geschehen.

Da ging Gottlob Maier talwärts, der Stadt zu, und schlenkerte so unbehilflich mit den Händen, als man nur kann, weil er nichts zu tragen hatte, und zwinkerte noch mehr als sonst mit den Augen und wollte sich einbilden, es sei ihm so recht wohl und vergnüglich zumute. Aber das gelang ihm nur mäßig, und daran sieht man, daß er im Grunde schlecht in seine neue Haut paßte. Er ging in die Wirtschaft zu den drei Lilien, in der er einzukehren pflegte, setzte sich in eine Ecke und aß saure Nieren. Na du, du drückst ja gewaltig dran herum, sagte ein Bekannter, der an einem andern Tisch saß. Schmeckts nicht? Trink ein paar Glas dazu, Waldläufer. Aber das machte er nicht. Er stand auf, zahlte und ging. Nun war die Mark draußen. Ach was, es war ganz vernünftig gewesen; schließlich, es war wohl das Beste, es wieder zu tun. Dann hat das Herumlaufen auch einen Zweck, sagte er vor sich hin und schob sich den Filz besser zurecht. Darum freuts mich gerade so, setzte er hinzu. Das war nicht wahr; aber gerade darum mußte er sich vorsagen, vielleicht war es so weit zu bringen, daß er sich glaubte. Dann war alles gewonnen. Denn er wollte gern weder das eine noch das andre opfern, nicht das stille, reiche Hochgefühl, das er immer draußen hatte, und das er bis jetzt immer mit sich hereingebracht hatte, und auch nicht das Geld. Nein, das auch nicht.

Aber nun konnte er sehen, wie sich die beiden Herren, denen zu dienen er sich unterfangen hatte, miteinander vertragen, und wie er, der Diener, dabei fuhr.

Es geschah ihm gerade recht, daß er gehörig in die Walkmühle kam, und in die kam er nun. Denn nun war er weder in der einen noch in der andern Welt mehr recht zuhause. Er kam am Friedhof vorbei. Da sang gerade irgend ein unsichtbarer Chor hinter einer Zypressengruppe: „Ruhet wohl, ihr Totenbeine!“ Das war sein Lieblingslied, er pflegte es sogar hie und da bei sorgfältig verschlossenen Fenstern in seiner Kammer zu singen. Nicht, weil er so besonders gern an den Tod dachte. Es war aus seiner Kinderzeit her, aus der Zeit, wo er mit dem Schulmeister und den andern Schulkindern an den Gräbern gesungen hatte, an ihm hängen geblieben und erweckte immer eine heimatische erfreuliche Vorstellung: eine Mischung von Wehmut, Leichenbrezeln und Sonntagskleidern, von genußreichem Grausen und frohem Nachhausekommen in ihm. Viel mehr war es vielleicht nicht; aber weil es so viele Töne aus der harmlosen, schuldlosen Kindheit umschloß, war ihm das Lied immer wie ein Garten, wo er fromm und kindlich spazieren ging trotz der Mahnung an Totenbeine, Gräber und das Ende aller Dinge. Dieser Spaziergang kam heute nicht recht zustande. Denn es sangen allerlei fremde Vögel in seinem Garten; da machte er, daß er aus seinem Bereich kam.

Als er bei anbrechender Nacht das Haus erreichte, wo er wohnte, stand die Falzerin aus dem Hinterhaus im Licht der Laterne unter dem Hofstor. Sie hatte die Hände in die Schürze gewickelt und schien zu warten. Da sah sie, daß er mit leeren Händen kam, und war enttäuscht und verlegen. Sie war eine ledige Person und nicht gerade von seiner Art. Aber jetzt beherrschte das mitleidende Muttergefühl für ihr hinsiehendes Kind ihr ganzes Wesen. Sie war hier herausgegangen, weil das Kind immer wieder mit so verlangenden Tönen gesagt hatte: Kommt jetzt bald mein Strauß, Mutter? Bringt er mir wieder einen? Sie hatte ihn herbeiziehn wollen mit suchenden Augen. Und nun kam er leer. Sie konnte nicht schnell genug ihre Enttäuschung verbergen. Er sah sie wohl, aber er wollte nicht daran erinnert sein. Er steckte die Hände in die Taschen.

Guten Abend! sagte er und wollte vorbei. Da sagte sie:

Dem Kinde gehts schlecht. Es ist ihm noch nie so schlecht gegangen als jetzt. Und dabei zitterte ihr die Angst und der Jammer in der Stimme.

Nun konnte er wohl nach den Nickelstücken in seiner Tasche greifen und verlegen damit klumpen. Die halfen hier nichts.

Ist es Zuckerbrezeln? fragte er unsicher. Ich hol ihm eine.

Er hatte sich geschwind entschlossen, ein paar Pfennige zu opfern. Da sah sie ihn mit aufwallendem Zorn an.

Ach, Zuckerbrezeln, ich hol ihm einen Arm voll davon, wann es will. Was laufen Sie im Wald herum und wissen, daß so ein Kind sich die Augen ausguckt nach etwas Grünem, und bringen ihm kein Zweiglein? Ich will Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind — Da liefen ihr die Tränen über das Gesicht, und sie kehrte ihm den Rücken und lief über den Hof. Wie gejagt. Zu ihrem Kinde. Dem wollte sie alles ersetzen, alles. Daß ihm niemand eine Liebe tat, und daß es nichts Grünes bekam, alles, mit einer lodernden Mutterzärtlichkeit.

Gottlob Maier sah ihr nach; es war jetzt völlig dunkel. Drüben flammte nun ein Lichtschein auf; dort sprachen wohl jetzt die zwei über ihn, die Mutter und das Kind. Es konnte ihm einerlei sein; die Leute hatten schon viel über ihn gesprochen, er hatte sich längst nichts mehr daraus gemacht. Sie mochten doch sagen, was sie wollten. Er war ja doch ein Einsiedler, ein alter Eigenbrötler. Aber es war ihm heute nicht einerlei. Er bedurfte der andern, er war nicht recht daheim bei sich. Was wollte sie sagen? Was sei ich? Er brummte vor sich hin, als er die Treppen hinanstieg. Ich will ihr — Mich kann niemand zwingen. Ich tu, was ich will. Die sollen mich in Ruh lassen, und —

Er ging früh zu Bett; er wollte nichts mehr wissen heute. Morgen trug er Geld in die Sparkasse; er zählte noch einmal den Inhalt der roten Blechbüchse, die er in seinem Kleiderschrank verschlossen hielt.

„Wer den Kreuzer nicht ehrt, ist des Guldens nicht wert,“ stand in schwarzen Buchstaben darauf, und auf dem Deckel war ein Bienenkorb, umschwirrt von geschäftigen Honigträgerinnen. Die Büchse war ein Andenken aus der Kinderzeit, aus der Gulden- und Kreuzerzeit. Ja, sagte er, als er das Licht löschte, jawohl, das muß man. Das tu ich auch! Er meinte die Sparbüchsendeise. Die gab ihm ja Recht. Und er bedurfte eines Beistands.

Die Genossen wurden nicht mehr recht klug aus ihm. Sie hatten sich längst daran gewöhnt, daß der krumme Lobel nicht mittat, wenn sie über Gott und die Welt schimpften. Er trat ihnen nie entgegen, er ging nur so still für sich hin. Aber er hatte doch nach und nach eine Art von Freiherrnrecht unter ihnen erworben, irgend eine unausgesprochne Vornehmheit, so unansehnlich und beschränkt er auch aussah.

Und nun warf er auf einmal so verbissene Bemerkungen dazwischen. Ach, seid nur still mit den reichen Leuten, sagte er. Keinen Sonntag hätt unserneis mehr, wenns nach denen ginge, und —

Sie sahen ihn verwundert an. Der fromme Maier fattelt um, sagten die einen und lachten. Und die andern tupften sich an die Stirn: Nun sing er an, aufzubegehren, der Maier, und wußte nicht, wo er sollte. Den Sonntag! Den hatten sie doch allesamt frei; sollte ihnen einer kommen und den freien Tag nehmen. Da gab es doch andres auszusagen an der ganz verkehrten Ordnung der Dinge.

Aber sie wußten nicht, daß Gottlob Maier, der Stille, der Friedfertige, einen Haß in sich schürte; einen Haß gegen das schöne, helle Fräulein, das ihm befohlen hatte, Sonntag für Sonntag einen Strauß zu suchen. Das ihm den Wald verdarb und den Sonntag, und das glaubte, mit seinem Marktstück all das zu bezahlen, was er drangab.

So sind die Reichen, sagte er nochmals und machte ein grimmes Gesicht. Er hatte den künstlichen Haß nötig; er war ihm wie ein erwärmendes Gewürz. Was hatte er noch Schönes im Leben? Die andern hielten zusammen und hatten untereinander Kameradschaft. Er aber paßte nicht zu ihnen. Und das königliche Gefühl des Andersseins, das ihn vordem fast unverstanden gefreut hatte, das half ihm nun nichts mehr.

Wenns nur am Sonntag Schmiedsknecht regnete, sagte er, als er am Abend nach Haus ging. Das kam ihm als die Lösung aller Schwierigkeiten vor. Denn die zwei Herren in seiner Brust stritten sich nach Möglichkeit, und ihr Diener wußte sich keinen andern Rat als das Muß des Daheimbleibens.

Die soll nicht meinen, daß ich bei Regenwetter herumpatzche. Soll sich selber einen holen bei Regenwetter, einen Strauß, und — Er trat fest aufs Pflaster, mit der entrüsteten Energie eines Mannes, dem Ungehöriges zugemutet wird. Das Fräulein hatte sich in diesen Tagen zu einem stattlichen Sündenbock ausgewachsen, der ihn verleitet hatte, alte, stille Pfade zu verlassen, und ihm geschah nur Recht, wenn sich das Unheil gegen ihn wandte. Vorläufig war der Himmel noch hell, von einem klaren, blassen Blau. Aber das konnte noch anders kommen; es war erst Donnerstag. Und es war Mondwechsel, da pflegt sich das Wetter zu ändern.

Die Falzerin war nicht im Geschäft, schon all die Tage daher nicht. Er hätte gern das Kind besucht. Aber dazu hatte er nicht mehr genug Selbstvertrauen. Er redete sich ein, daß ihn das gar nichts angehe, was mit dem Kinde sei, und daß er dumm wäre, wenn er sich mit der Falzerin ins Gerede brächte durch seine Besuche. Aber er stand doch am Treppensfenster und sah hinüber, wo der flackernde Lichtschein hin und her ging; er hätte doch gern etwas gewußt.

So kam die Samstagnacht heran. Nun hatte man schon November. Der Tag war noch schön gewesen, die Luft etwas lau und weich, so wie im Vorfrühling, wo einem die Glieder schlaff werden in einer lösenden Müdigkeit.

Aber in der Nacht zog der Sturm herauf. Als ob das wilde Heer durch die Luft ritte, so klang sein Tosen, Pfeifen und Heulen. Gottlob Maier saß im

Bett und sah durchs Kammerfenster hinaus. Die Stadt lag schwarz und schweigend da, es war nach Mitternacht; nur hie und da klapperten Läden, und dann drang wieder ein dumpfer Schall in die Höhe. Der konnte von einem auffallenden Ziegel sein. Am Himmel rasten die Wolken dahin, große, gespenstisch zerrissene Massen, bald vom Mond bleich durchleuchtet, bald ihn trotzig bedeckend. Es möcht regnen, aber es kann nicht, sagte der Beobachter. Der Wind reißt die Wolken mit sich fort, weiß kein Mensch wohin. Wie das heult! Man meint, das Wuoteshaar sei unterwegs! Dann stand er auf, zog sich an und stellte sich unters Fenster. Das war ein Stück große, mächtige Naturgewalt, was da außen schaffte. Das hatte etwas Ausweitendes, Befreiendes. Der Sturm brauste auf großen, schwarzen Fittichen an ihm vorüber, weit hin, über die Stadt, über die Berge. Was hatte er zu schaffen? Was schrie er so in die Welt hinein? Da öffnete Gottlob Maier das Hemd auf der Brust und bot sie frei dem wilden Wehen.

Und in dem Tosen wurde ihm zunute wie einem verlaufenen Kinde, das mit Schelten und Dieblosen zuhause empfangen wird.

Es gab keinen Menschen, der ihm etwas sagen konnte, denn er sprach eine andre Sprache als die andern. Er war zu lang allein gewesen; sie konnten ihn nicht loben und nicht tadeln, so wie sein einsam entwickeltes Ich es brauchte.

Der Sturm, der konnte es. Der war stark und frei und ursprünglich. Der schrie ihn an: Was verkauffst du dich? Was läßt du dich anbinden? Du Tor! Du Knecht! Was willst du mit den Pfennigen? Dir war ein Reichthum gezeigt, den die andern nicht kennen. Was hattest du für ein Königtum, eins, das dir niemand nehmen konnte! Wie konntest du in dich hineinlachen. Nein, aus dir heraus! — Und der Sturm lachte, daß es dröhnte.

Dann redete er ein wenig sanfter: Komm wieder, sagte er. Komm wieder nach Hause. Du brauchst dich nicht so abzuquälen. Wofür tuft du das? Laß dir doch wohl sein; das Leben ist so schön, so ganz innerlich schön; du hast schon geschmeckt. Wenn man wahr ist und frei und sich nicht knechten läßt. Das Fräulein? — Nein, du. Weil du die Sorge hereinkiebst und die Begierde. Aber nun laß es.

Was konnte der Sturmwind für sanfte Töne anschlagen, für streichelnde. Das ging dem Gescholtnen durch und durch in einem schauernden Wohlsein. Er war nicht klug, nein, das war er nicht. Aber er hatte ein Ohr für die Sprache der Natur; ach, und er wollte wieder bei ihr zuhause sein. Er hatte sich nur ein wenig verlaufen, und nun wollte er wieder umkehren. Er stand noch lange am Fenster; ich weiß nicht, wie lange. Er war ganz durchblasen, als er sich wieder ins Bett legte. Aber er lachte leise vor sich hin. Da war ich dumm, sagte er. Da war ich dumm, und —

Dann schlief er ein.

Als er erwachte, goß der Regen in breiten Strömen herunter. Er klatschte auf das Zinkdach des Hauses und warf sich gegen das Kammerfenster. Die Wolken hingen schwer und tief über der Stadt; sie regneten so recht mit plätscherndem Behagen und schienen nicht gesinnt, bald wieder aufzuhören.

Was war das für ein herrliches, schönes Regenwetter! Wie war das lösend und reinigend! Und wie verstand es sich von selbst, daß man zuhause blieb; so in aller Stille, in aller Ungebundenheit des Sonntagmorgens. Gottlob Maier hantierte in seiner Kammer herum, putzte Hosen und Stiefel, und stäubte ab, und sagte hie und da vor sich hin: Da war ich dumm! und lachte leise dazu. Sein echtes, altes Lachen. Er konnte es nicht oft genug sagen; er sagte es, so oft ihm einer der Gedanken aufstieg, die ihn in der letzten Zeit umgetrieben hatten. Er schlug sie alle damit tot. Es war wie ein wackerer Kampfkruf gegen Geiz, Sorge, Werktagssinn und Sklavenart. Er wollte eben anfangen, vor sich hin zu singen, da fiel der Rehrbesen der Wirtin polternd an seine Thür. Vielleicht nicht ohne Leitung. Die Frau hatte ein Mitteilungsbedürfnis. Als Gottlob Maier die Thür auf-

Grenzboten IV 1904

machte, fing sie sofort an zu berichten: War das eine Nacht. Kein Auge hab ich zutun können. Und mitten im ärgsten Sturm stirbt das Kind da drüben. Ich sag, das bedeutet etwas. Man kann nicht wissen, was. Aber das Wuoteshier war heute Nacht in der Luft, das laß ich mir nicht nehmen. Jetzt sitzt die arme Person drüben und weint sich die Augen aus dem Kopf. Nun ja; tot ist tot. Aber ich sag, sie soll froh sein und Gott danken. Denn was hätte das Kind gehabt auf der Welt? Zehn Jahre alt, und ein nettes Kind, alles, was wahr ist. Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Die Wirtin hielt in ihrem Redefluß inne und sah mit erstaunten Augen auf ihren Mieter. Der war in einer offenbaren Erregung, und das war etwas so Ungewohntes an dem steten Menschen, daß es einem wohl die Sprache rauben konnte. Er öffnete das Fenster und hielt die Hand hinaus, so recht in den plätschernden Regen, und als sie ganz unzweifelhaft naß war, schüttelte er den Kopf und verzog das Gesicht, wie in einem innern Krampf.

Ein Vergnügen ist's nicht, das sagte er zu sich selbst, es regnet den ganzen Tag fort. Es kann mirs kein Mensch zumuten, das. Aber darum doch. Mir tut das Naßwerden nichts. Und das Kind ist tot und muß einen Strauß haben. Jawohl, und —

Da zog er die Stiefel an und stampfte dabei, laut und kräftig, als ob er irgend einem unsichtbaren Feind eins zu versetzen habe.

Nun fand die Frau die Sprache wieder. Hören Sie, Maier, sagte sie, ich red Ihnen nichts drein. Das sag ich immer: nur nichts dreinreden; man muß die Leut machen lassen. Aber bei dem Wetter hinaus, das ist doch mehr als —

Sie wußte nicht recht weiter; und inzwischen setzte ihr Mietmann den Hut auf, den alten, grünlichen Werktagshut, und schlug den Rockkragen in die Höhe, den Kragen des braunen, verschossenen Geschäftsrocks.

Und, erzählte sie nachher ihrer Flurnachbarin, gelacht hat er so leis vor sich hin, und kein Wort mehr gesagt, und ist in den Regen hinaus gelaufen, weiß kein Mensch, warum und wohin. Was der in sich drin hat, das weiß auch kein Mensch.

Aber es war auch nicht nötig, daß es irgend ein Mensch wußte. Da schob er sich durch die Straßen, die vor Nässe glänzten, und hielt die Schultern etwas nach vorn geneigt und nickte beim Gehen mit dem Kopfe, wie ein braver, geduldiger Karrengaul. Von dem Gute lief bald ein schmales Kinnlein, einer Dachtraufe gleich, auf den braunen Rock. Aber dem Mann unter dem Gute war es frei und froh zumute. Halli, hallo! Er hatte in seinem ganzen Leben nicht gejodelt, und er jodelte auch jetzt nicht; aber irgend etwas in seinem Innern klang doch so. Er fragte nichts nach den Leuten, und nichts nach dem Regenwetter, und nichts nach dem hellen Fräulein in der Villa; gar nichts fragte er nach irgendwem und was. Er war ein Freiherr und wußte es. Er lachte, als es ihm einfiel. Er ging hier durch den Regen, weil er wollte, und wußte warum. Das war das Schöne daran.

Es war gerade auf der Höhe, von der aus man die ganze Stadt liegen sieht. Sie war so recht in ein nasses Grau eingesponnen; in den Wolken saßen die Spinnerinnen und zogen graue Fäden, unermüdlich, unermüdlich; es war schon ein ganzes Gewebe daraus geworden. Aber ihm lachte doch das Herz. Es war ja wohl traurig, daß das Kind gestorben war. Es ging ihm ein paarmal durch den Sinn. Aber vielleicht war es ihm wirklich gut gegangen, da mochte die Frau Recht haben. Und es sollte einen Strauß haben, umsonst, einen großen, schönen. O, er wollte schon finden, was dazu gehörte. Einen ganzen Arm voll, wenns sein mußte. Er kannte ja den Wald, er war darin zuhause.

Da war er schon an seinen Toren, da wo die großen Eichen den Eingang bilden. Er schüttelte den Hut aus, ehe er hineintrat, und schüttelte sich in den Schultern, daß der Tropfenregen um ihn herstob. Dann ging er weiter. Und der Sonntag grüßte ihn überall.

Der Wind ging durch die hohen Hallen, aber er heulte nicht, wie in der Nacht; er spielte die riesige Orgel, die dem Waldherrn tönt, und zog alle Register, und ließ es mächtig klingen in großen, vollen Akkorden. Es sang alles mit, die Luft war voll davon; es war eine große, lebendige Seele in dem Wehen, das durch die Bäume fuhr.

Da fing Gottlob Maier auch an zu singen.

Ruhet wohl, ihr Totenbeine, sang er. Wie war er fromm und ein Kind, als er sang. Er dachte nicht an das Kind der Falzerin dabei. Um ihn her tanzte das letzte Laub, das sich bisher noch zäh festgehalten hatte, und knackten dürre Äste von den Bäumen, und legte sich die ganze große Natur mit einem gläubigen Gesang zur Winterruhe nieder. Er dachte an den Frühling, als er sang: Da der Herr euch zu der Freud rufen wird aus euern Gräften zu den freien Himmelslüften. Und dann gingen seine Gedanken, die einen schweren, stockenden Flug hatten, doch über den Wald hinaus und kamen zuhause an und grüßten die Toten, die zu ihm gehört hatten, und das Leben, das nicht vergeht; das mehr ist als Essen und Trinken und gesammelte Gelder zur Altersruhe.

Er konnte nur das eine Lied auswendig, aber er konnte alles, was er zu sagen hatte, darein fassen, es tat nichts, daß er die Worte nicht so recht verstand. Die Bäume konnten auch nur eins. Das rauschte von Krone zu Krone in den schlanken sich biegenden Birken und Eschen, in den starken Buchen und Eichen und in dem dichtgeschlossenen, grünen Chor der Tannen. Es klang wie eines, der Gesang des Waldes und die Liedertöne des einsamen Menschen, der sich im Vorwärtsschreiten tief hineinverlor in die innersten Gemäcker des großen Hallenbaus, wo das Konzert des Geschaffnen von Raum zu Raum scholl und schwoll.

Als er wieder herauskam, war die Geschichte des einzigen Waldfrevlers, den Gottlob Maier je begangen hat, ganz zu Ende. Die hatte sich mit ihm dort hinein verloren, und niemand weiß, wie er sich mit dem Wald auseinandergesetzt hat.

Die Mittagsglocke läutete unten in der Stadt, als er mit einem Arm voll grüner und bunter Ranken an der weißen Villa vorbeiging. In der einen Hand trug er ein kleines und feines Sträußchen aus den allerlehten Blüten und zarten Gräsern gebunden. Das besah er angelegentlich, als er an der Gitterpforte war. Das Kind sollte es in die Hand bekommen. Der Bediente öffnete das Tor, er hatte ihn kommen sehen. Ha, rief er, als der Waldläufer an ihm vorbeiging, da gehts herein. Sie kommen spät. Ist das alles, was Sie haben?

Da bäumte sich der freie Mann auf. Er hatte es nicht nötig, nein, er hatte es nicht nötig, die Schätze, die er tief drinnen im Sonntagswalde gefunden hatte, zu verschachern. Er konnte sie verschenken, und das tat er auch. Es kam ein wenig päzig heraus, was er nun sagte. Aber das war nicht zu ändern. Das brauch ich alles selber, sagte er. Ich schaffe mein Sach am Werktag, immer an der Maschine, immer mit dem Leim und mit dem Pappdeckel, und. Das kann mir kein Mensch zumuten. Das Letzte setzte er noch hinzu, als er schon ein paar Schritte weiter gegangen war. Er hielt den Tatbestand für genugsam erklärt. Da schlug der Bediente das Tor zu, daß es kirrte.

Mit dem ist nicht zu reden, sagte er zu dem Fräulein, das die Tafel schmücken wollte und ihm umsonst in der Halle entgegenkam. Da war denn der Verkehr mit der Villa abgeschnitten, und Gottlob Maier sah den Faden, mit dem er angebunden gewesen war, gleichsam zerrissen in der Luft flattern und freute sich heitern Genossinnen, die Vergangenheit und die Zukunft, gingen neben ihm her, als er den steilen Hang nach der Stadt hinabstieg, und sprachen mit ihm wie zwei Schwestern und einten ihn mit Vater und Mutter und allem Warmen, was das Leben jemals hatte, jede auf ihre eigne, freundliche Weise.

Und dann trat er in die dunkle Kammer und legte das zarte Sträußchen in die Hände des schlafenden Kindes, und die Ranken auf das schmale Bettchen, und

ging in seine eigne Kammer und wußte nicht viel auf die Neben der Hauswirtin zu sagen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Was wußte sie von seinem Erleben? Sie hatte unzweifelhaft Recht mit ihrer Behauptung, daß kein Mensch wisse, was in ihm drin sei.

Er ging seines Wegs weiter und kümmerte sich nicht darum. Ja, und er geht ihn auch noch. Es hat sich seitdem äußerlich nichts geändert in seinem Leben. Und wie das mit dem Ruhesitz werden wird, das bleibt noch abzuwarten.

Darum hat auch die Geschichte von Gottlob Maier kein eigentliches Ende, das man erzählen kann. Sie wird einmal ein stilles Ende nehmen, und die Welt wird sich nicht besonders darüber aufregen. Vielleicht wird ein Chor singen: Ruhet wohl, ihr Totenbeine, und dann wird sich das, was an ihm edlig, schwerfällig und blöde war, in der Tiefe des Geschaffnen verbergen, wie er sich vordem am Sonntag im Walde verbarg. Und seine sonntagsfrohe Seele, die niemand je recht gesehen hat, wird darüber hinausgehn, und da sie weder eine Lust noch ein Leid an einem Faden zu halten vermochte, wird sie wohl unbeschwert in die Höhe steigen und nach Hause kommen.

Und bis dahin wird er sich nur wenig Sorgen machen. Das hat er wohl damals verlernt, als er einsah, daß er zu dem Freiherrngeschlecht derer gehöre, die „es nicht nötig haben.“

Anna Schieber



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Wenn wir die Verstimmung in England gegen Deutschland in hoffentlich sehr gemindertem Umfange mit in das neue Jahr hinübernehmen, so darf man in Deutschland doch nicht vergessen, daß englische Verstimmungen sogar gegen das kleine Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen war, durchaus keine geschichtlichen Seltenheiten sind. Ohne die Rückkehr Napoleons von Elba würden wir im Jahre 1815 mit Rußland einer englisch-französisch-österreichischen Koalition gegenübergestanden haben. Wäre Napoleon über die diplomatische Lage auf dem Kontinent besser unterrichtet gewesen, so würde er damals gewiß noch ein Jahr gewartet haben, bis seine Bezwinger gründlich miteinander uneins geworden wären, und die Unzufriedenheit mit der Bourbonenherrschaft in Frankreich größere Dimensionen angenommen hätte. Des weitern aber ist vielleicht daran zu erinnern, daß der englische Staatssekretär des Krieges, Gardinge, im Jahre 1827 im Unterhause die Disziplin des preußischen Heeres zum Gegenstande einer völlig ungerechtfertigten und überhebenden Kritik machte — trotz oder wegen der Rettung bei Belle-Alliance —, was damals in der preußischen Armee berechtigte Erbitterung hervorrief. Ja Wellington selbst stattete im Jahre 1836 dem preußischen Heere, dem er obendrein seit dem Jahre 1818 als preußischer Feldmarschall angehörte, seinen Dank für Belle-Alliance in der Weise ab, daß er, um im Parlament die Beibehaltung der Prügelstrafe in der englischen Armee durchzusetzen — was ihm auch gelang —, die Disziplin des preußischen Heeres unter unerhörten Schmähungen angriff! Auf die in der Kommission des Unterhauses an ihn gerichtete Frage, ob er glaube, daß die englische Disziplin besser sei als die in der preußischen Armee, erwiderte er wörtlich: „Ohne allen Vergleich. Wir vermochten in Gegenden zu leben, wo sich die Preußen nicht mehr halten konnten. Als ich, die preußische Armee zur Rechten, gegen Paris marschierte, sahen sich die Preußen genötigt, die Gegend, wo sie sich aufhielten, zu verlassen. Beide Armeen lebten von Requisitionen, aber wir konnten uns dort halten, weil meine Armee diszipliniert war, die Preußen waren es nicht. Auf